

Idylle eines Tages [Schluss]

Autor(en): **Waldstetter, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 22

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642185>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

fehlt, zu glauben, Voltaire hätte Revolution gepredigt. Er wurde ein Schrittmacher der großen Umwälzungen, aber er wollte nicht auf dem Wege des blutigen Umsturzes die Welt reformieren, sondern durch Aufklärung und Bildung. Er sah daher nicht in der Republik das Heil der Zukunft, wie Rousseau, sondern in der konstitutionellen Monarchie.

Man hat Voltaire zu einem Religionspötker machen wollen. In vielen seiner Schriften zeigt sich allerdings ein vielleicht abstoßender Zynismus. Aber nie galt sein Kampf der Religion, sondern stets nur den verkümmerten Organen der Religion, die noch vom abscheulichsten Aberglauben befangen waren. Man urteilte selber. In Toulouse war ein angesehener protestantischer Kaufmann Jean Calas. Sein ältester Sohn trat zum Katholizismus über. Einige Zeit später hieß es, der Vater habe den zweiten Sohn, den man erhängt im Hause gefunden hatte, getötet, um nicht einen zweiten Uebertritt zu erleben. Der Vater wurde gefangen genommen. Er beteuerte seine Unschuld, es nützte nichts, er wurde zum Tode auf dem Rade verurteilt und unter gräßlichen Qualen hingerichtet. Voltaire griff diesen Fall auf, erzwang, wenn auch zu spät, eine Revision, die die gänzliche Unschuld Calas' ergab. Unter dem Eindruck dieses Falles schrieb er eine seiner besten Schriften: „Traité de la tolérance“, in welcher er die Meinung vertrat, daß Toleranz die Anerkennung des Rechtes sei, in religiösen und politischen Dingen eine andere Meinung haben zu dürfen. Auch in zahlreichen anderen Fällen kämpfte Voltaire gegen eine Welt von Ueberlieferung und Aberglauben. Man begann ihn zu fürchten. Diese Furcht hat, wie heute feststeht, unendlich viele Justizmorde verhindert.

Friedrich der Große schrieb einmal: „Voltaire ist kein bloßer Akademiker, er ist selber eine ganze Akademie.“ 1736 traten die beiden in brieflichen Verkehr. Friedrich schätzte Voltaire als den geistreichsten Schriftsteller. Als aber Voltaire nach Sanssouci kam, mußte es, wie es bei der Verschiedenartigkeit der beiden Charaktere nicht anders möglich war, rasch zu ernststen Differenzen kommen, die zum Bruch und zur Trennung führten.

In Ferney wurde Voltaire der segensreiche Reformator des kleinen Herrschaftsbezirks. Er wurde zum praktischen Wohltäter, zum Sozialfürsorger. Gartenbau, Weinbau, Ackerbau, Pferdezucht wurden mit überraschendem Weitsblick verbessert. Es wurden gute Uhrenmacher herangezogen. Der Wohlstand entwickelte sich. Als Voltaire 1778 starb, zählte Ferney 1200 Einwohner. Allgemein vergötterte man den Dichter.

1778 reiste Voltaire auf Veranlassung seiner Freunde nach Paris. Es wurde ihm ein fürstlicher Empfang bereitet. Das war für ihn zu viel. Am 30. Mai starb er in der französischen Hauptstadt, wo er auch geboren worden war.

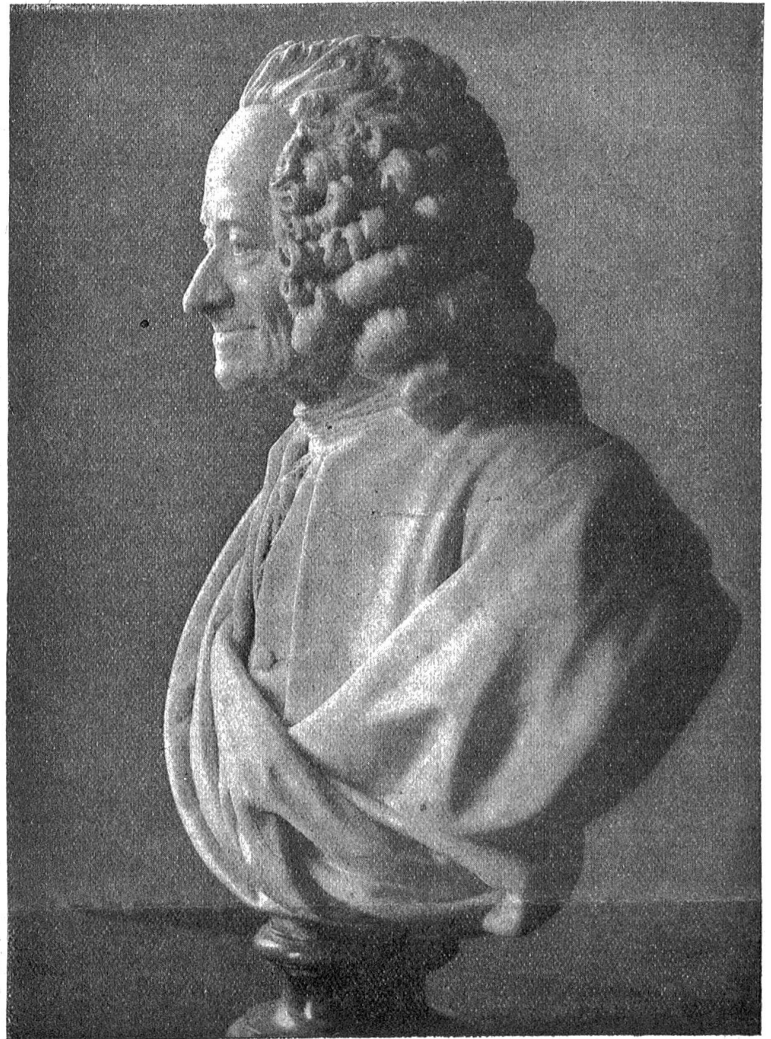
F. V.

Idylle eines Tages.

Von Ruth Waldstetter.

(Schluß.)

Als Madelaine wieder auf der Straße stand, unsicher zwischen zwei Welten gestellt, war sie nicht fähig, aus der einen oder der andern einen Entschluß sich zu erringen. Sie tat das Einfachste und Nächstliegende, sie führte triebhaft das Programm des Tages weiter, ließ sich vom einst gefaßten Plane willenlos ihr Handeln bestimmen.



Voltaire, der Philosoph der französischen Revolution, starb am 30. Mai 1778.

Die warme, von starken Wohlgerüchen durchduftete Luft einer Leestube des besten Quartiers umsing sie bald. Ihre Füße traten in dicke Teppiche; Blumen, üppige Nelken des Südens standen vor ihr auf weißem Damast; lächelnde Menschen plauderten links und rechts. Madelaine versank in einen Traum heiterer Behaglichkeit. Sie saß mit ungezwungener Grazie in ihrem Klubsessel, so wie Mutter und Großmutter, zwar mit etwas steiferer Würde, in ihren Lehnstühlen gefront hatten. Und ihre Miene drückte unnahbare Liebenswürdigkeit aus wie die ihrer Ahnfrauen auf den Bildern im Hause ihrer Kindheit. Es war alles selbstverständlich und das Dasein nicht mehr ein absonderliches, düsteres und fremdartiges Theaterstück, in dessen Spiel man sich zufällig hineinverloren hatte und sich nun, verkappt und maskiert, kaum mehr erkennen und nur mit Mühe regen und bewegen konnte. Nein, das Leben war zu seinem natürlichen Fluß zurückgekehrt.

Madelaine sah mit einer freien Bewegung um sich. Im Spiegel blickte sie ein junges, heiteres Ebenbild an. Ihr Fleisch und Blut selber überzeugte sich von einem besseren Dasein! Sie warf sich einen befriedigten Blick zu. Jetzt noch einen einzigen Schritt, irgend eine kleine Aeußerung des Willens — der Gedanke brauchte nur schnell danach zu suchen —, um hier zu bleiben, wieder am sicheren Ufer des gewohnten, des vernünftigen Lebens! Irgend eine abschließende, rasch bestimmte Tat noch, um das in Gedanken schon betretene, das einst belessene Dasein nicht mehr zu verlassen. Die kleine Tat — welche doch? Es würde sich zeigen. Ein Brief an einen Milliardär? Allzu unsicherer Erfolg. Eine

Anfrage beim Filmspielermarkt? Unmöglich. Nein, jetzt nicht in Einzelheiten hinein! Das Bedenken von Einzelheiten der Ausföhrung mindert die Kraft des Vorsatzes. Es schien Madelaine, als ob sie auf der StraÙe, im Gehen, den guten Gedanken leichter finden würde. Doch fürchtete sie den Heimweg. Sie mochte nicht die überzeugende Wirklichkeit verlassen. Sie wollte sich noch stärken an ihr, ganz und gar sich ihr zu eigen machen.

Die Tische wurden abgeräumt und für ein erlesenes Abendessen gedeckt, als Madelaine sich erhob. Die Dunkelheit der nebligen Nacht drauÙen überfiel sie feindselig; aber künstliches Licht zerfetzte überall den schwarzgrauen, breiigen Dunkt. Das Getöse des Verkehrs in breiten, belebten Straßen begleitete sie gefellig. Sie konnte nicht nachdenken, erst die trübere Enge der alten Gassen ihres Viertels schloß sie in ihre Gedanken ein. Zweifel aus der scharfsmpfundenern ärmlichen Wirklichkeit der Umgebung fielen sie an. Aber das Bild des wiedererschauten guten Daseins, die Mächte aus dem Reich der Harmonie hielten sie in der Schwebel zwischen Glauben und Enttäuschung. Je näher sie ihrem Hause kam, umso mehr verlangsamte sie den Schritt. Aber sie hatte in der Tasche eine leere Börse und der Abend war kalt. Es gab schließlich nichts anderes, als hineinzuschlüpfen unter das schirmende Manjardendach und sich auf den schmalen Boden seiner engen Existenz zu stellen. Verwirrt, ohne Halt und Entschluß, nur unbewußt fühlend, daß das Dasein zu vielschichtig ist, um nicht, wenn wir die stofflichste Enge durchstoßen, uns doch erst mit einer nächsten, durchsichtigeren und wahreren Eigensphäre zu umfassen, in der wir uns klarer und schärfer richten — so trat Madelaine den Aufstieg in ihre Dachkammer an.

Als sie mit einigem Kurzatmen und Herzklopfen den schmalen Gang des siebten Stockwerkes erreichte, sah sie, daß unter ihre Tür ein Brief geschoben war. Sie erschrak. Seit ihren schlimmen Jahren hatte sie diesen Briefschreck, seit sie Absagen von Käufern und Rechnungen für Arbeitsmaterial empfing. Aber ihr Schreck war mit einer unbändigen Erwartung gepaart. War dies nicht ein Schicksalstag? Ihre Phantasie hatte sich schon zum Flug erhoben, als sie die Schrift ihres Schwagers, den Stempel der Heimatstadt erkannte. Jetzt erst kam ihr wieder zum Bewußtsein, daß morgen ihr Geburtstag sei, und daß sie sich ja im Zeichen dieses Tages heute eine Fermate ins Leben gesetzt hatte. Sie legte den Brief beiseite und ließ sich müde auf das Bett nieder, den einzigen weichen Sitz im Raume.

Ihre Gedanken entflohen in die behagliche kleine Villa, wo beim Lampenlicht am Empire Schreibtisch ihre Schwester einen Geburtstagbrief entwarf. Von Zeit zu Zeit langte die hübsche Frau mit der beringten Hand in die Schachtel mit Schokoladekonfekt neben sich oder rief dem Foxterrier, der bettelnd an ihr aufstand, ein Wort zu. Dann glitt Madelaines Blick hinüber ins Rauchzimmer. Der Schwager hatte die Zigarre zwischen den Zähnen, setzte große Lettern auf einen Pergamentbriefbogen, betrachtete wohlgefällig, während er schrieb, die charaktervollen Schlußstriche und fühlten Haken seiner Buchstaben und stützte den ausgestreckten kleinen Finger mit dem Siegelring und dem gepflegten Nagel auf. Das alles ging in der weiten, weiten Ferne eines fühlenden Mißverständnisses vor sich. Mißverständnis, Unverständnis, tiefste Unvernunft glaubte Madelaine zu schauen in der heilig gesprochenen Mauer zwischen Mein und Dein auf dem Grunde derselben Sippschaft. Doch sie griff unwillkürlich nach dem Brief. Er war dick, das Ruvert von starkem Papier. Zwei Bogen, ein größerer und ein kleinerer, von Mann und Frau, dazwischen eine Hülle — Madeleine breitete die Scheine vor sich aus: Miete für einen halben Monat und drei Tage Essen, oder acht Tage Dach und Futter, oder vier Tage Gesamtlebenskosten und Einkauf von Arbeitsmaterial, oder sieben Tage und ein guter Konzertplatz — nein, das unmöglich...

Aber die rechnenden Gedanken, diese beschämten Sklaven in der Fron, brachten Ernüchterung, Schwermut und Sinken in die Tiefe ohne Aussicht und Zukunft. Nur einen grauen, harten und feindseligen Tag, ein Morgen wie das Gestern, das Madelaine für unerträglich erklärt hatte, zauberten mit dämonischer Notwendigkeit diese Scheine herauf. Und der Aufschwung eines Sonntags, dieser kurze Freiflug, schrumpfte in seiner Bedeutung zusammen auf eine kleine, aus innerem Muß geborne Selbsthilfe, den verzeihlichen Selbstbetrug einer erschöpften Seele. Seine Frage an das Schicksal blieb jämmerlich unbeachtet. Und vor alles eben noch mitempfundene schönere Leben schob sich, allein wirklich und mächtig, die plumpe, angemachte, eiserne Diktatur der geringsten Bedürfnisse.

Madelaine lag wohl eine Stunde lang, wie von körperlicher Schwäche befallen, auf ihrem Bette ausgestreckt. Dann kamen fast ohne ihren Willen gewohnte und pflichtgemäße Bewegungen des Alltags über sie. Das seidene Kleid wurde über den Kopf gezogen, an den Bügel im Schrank gehängt und sorglich mit altem Leinen bedeckt; die feinen wildledernen Schuhe stopfte sie mit Zeitungspapier aus; ein Paar verschabte Türkenpantöffelchen steckte sie dafür an die FüÙe. Sie schlüpfte in den farbenbetupften Malfittel, der ein altes Wollkleid verhüllte. Da und dort in den Fächern des Schrankes, Stück für Stück, verschwanden die Gewandungszeichen dieses Feiertages. Dann nahm sie den leeren Teetopf vom Wandbrett und ging in die Küche, da sah überm Herd am schmutzig grauen Gas Schlauch der gelbe Messinghahn! Madelaine öffnete ihn wohl, aber sie hielt ein Streichholz an das Feuerloch, bis eine summende Flamme aufsprühte. Während sie unterm Kessel brauste und das Wasser zu quirlen anfang, stand Madelaine mit trübseligem Lächeln am Herd. Erbrämlicher Zwang, der ihr nur mit dem trügerischen Seitenblick auf den kleinen Hahn erlaubte, die bescheidene Daseinsfreude eines Tages zu genießen, die Verbundenheit mit Menschen, Nehmen und Geben, ein reicheres Leben ihres Herzens!

Am Arbeitstisch gewohnheitsmäßig sitzend, als wäre es Werktag, schlürfte sie dann den warmen Trank. Ihre Finger spielten mit einem zerknitterten und zerfetzten Papier von ungerichtlichem Geschäftsformat, auf dem die Worte standen:

„Können Sie uns auf 1. Dezember für unsern Weihnachtsverkauf zwei Duzend Groteskfiguren von etwa 30 Zentimeter Höhe, Ballerinen, Bajazzi, Schlittschuhläufer, Ballspieler, Menuettpaare, Haremsdamen, Boxer, Jazzneger usw. liefern, je nicht mehr als zwei von derselben Sorte, zum gewohnten Preise bei Barzahlung?“

„Mit den Geburtstagscheinen und einem Vorfuß von zwanzig Prozent kann ich existieren bis zum Ablieferungstermin“, dachte Madelaine. „Bis Ende Woche sechs Figuren fertig machen und dann ein Bittgang zum Geschäftsherrn. Bis Ende Woche sechs Figuren — —.“

Ihre Gedanken irrten noch im Zwangslauf um Zahlen und Termine, während aus dunklerem Wissen der Erinnerung die hohe Musik vom Dulden in Freiheit ihrem Ohr wieder erklang, als, mächtiger denn jede andere Regung, eine unüberwindliche Mattigkeit sie befiel, die den Schlaf rief, bis zur Lebensfrage des nächsten Tages.

Schweizer Sonntagnachmittag.

Es strahlt die Welt, es blüht der Hag,
's ist Schweizer Sonntagnachmittag!

Vom Schießstand knallt der Büchschuß,
Dem Schweizerohr ein Hochgenuß.

Am Dorftrand holpert Regelschub,
„Ein Kranz! ... Alle Neune!“ ruft der Bub.

Gelächter hinterm Lattenschlag —
's ist Schweizer Sonntagnachmittag.

Dominik Müller.